

NIGER

Eine Frage der Gewöhnung

Tausende Kinder sind vom Hungertod bedroht. Obwohl Hilfsorganisationen seit Monaten vor der Katastrophe warnen, blieb die Regierung untätig.

Die Wüste blüht seit einigen Wochen in Niger, ein sattes Grün liegt über dem Land. Es ist Regenzeit, und die Tiere, nach der langen Dürre bis auf die Knochen abgemagert, haben wieder zu fressen und zu trinken. In der Provinzhauptstadt Maradi nahe der Grenze zu Nigeria herrscht rege Betriebsamkeit.

Auf den ersten Blick deutet wenig auf den Horror hin, dessen Epizentrum sich in der Ortsmitte der Provinzhauptstadt befindet – in einer Hand voll Zelten, welche „Ärzte ohne Grenzen“ hier schon vor vier Jahren für Hungeropfer errichtet haben. In den vergangenen Wochen hat sich das Lazarett mit Hunderten abgemagerten, ausgezehrten, schon halb leblosen Kindern gefüllt. Sie haben greisenhafte Gesichter und aufgeblähte Bäuche.

Nach den Dürrejahren 1968 bis 1973 sowie 1984/85 leidet das Land derzeit unter einer dritten großen Hungersnot. „Fünf Prozent unserer Patienten können wir nicht mehr helfen“, klagt Tarazian Mego, der armenische Leiter der Klinik. 13 000 Versorgungsfälle haben die Ärzte schon aufgenommen, etwa 700 sind bereits gestorben – ausschließlich Kinder. Viel zu langsam erreicht die Hilfe die Notleidenden. Und niemand weiß, wie viele draußen im Land bereits verhungert sind.

Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, Unicef, schätzt die Zahl der betroffenen Menschen auf 3,6 Millionen, 192 000 Kleinkinder seien akut unterernährt.

Seit die ersten Bilder sterbender Kinder die Welt schockierten, läuft die Hilfe an. Einige arabische Staaten haben Flugzeuge mit Lebensmitteln in das überwiegend islamische Land entsandt, auch Nigers früherer Kolonialherr Frankreich hat einige Tonnen Nahrungsmittel geschickt.

Schon im vergangenen Jahr haben die Vereinten Nationen um Hilfe für Niger gebeten. Doch erst im Frühjahr trafen Zusagen ein, und bis heute sind gerade mal 3,8 Millionen Dollar gezahlt worden. „Die Leute haben einfach nicht zugehört“, klagt Natasha Quist von der britischen Hilfsorganisation Oxfam.

Dabei ist das, was sich in Niger derzeit ereignet, eine Tragödie, die sich lange angekündigt hat. Im vergangenen Jahr folg-



Aufnahmestation für unterernährte Kinder bei Maradi: „Ein Desaster von Menschenhand“

te auf die schlimmste Heuschreckenplage der vergangenen 20 Jahre eine nur kurze Regenzeit. Im Oktober warnten Organisationen wie die Ärzte ohne Grenzen oder das Welternährungsprogramm vor der aufziehenden Katastrophe. Doch nichts geschah.

Eine Frage der Gewöhnung: Nahrungsmittelengpässe in Niger sind eher die Regel als die Ausnahme, selbst in besseren Jahren sind 40 Prozent der Kleinkinder unterernährt. Das Land ist das zweitärmste der Erde.

Völlig versagt hat angesichts der absehbaren Katastrophe die nigrische Regierung. Sie hielt es weder für nötig, sich den Nahrungsmittelappellen der Hilfsorganisationen anzuschließen, noch hat sie dafür gesorgt, ausreichend Vorräte anzulegen. Die Regierung von Präsident Mamadou Tandja ließ das Land, anders etwa als das benachbarte und ebenfalls von einer Heuschreckenplage heimgesuchte Mali, in die Hungerkatastrophe schlittern.

„Anfangs hätten sieben Millionen Dollar genügt, um eine Katastrophe zu verhindern“, sagt Gian Carlo Cirri, der Länderbeauftragte des Welternährungsprogramms, „im Mai wäre man vielleicht mit 16 Millionen Dollar klargekommen, jetzt sind über 30 Millionen nötig.“ Und Hilfsorganisationen befürchten, dass sich das Sterben auf Mauretanien und Burkina Faso ausdehnt.

„Bei dem, was wir hier erleben, handelt es sich nicht um eine Naturkatastrophe, sondern um ein Desaster von Menschenhand“, sagt Krankenhausleiter Mego in Maradi. „Niemand hat reagiert.“

Eigentlich bräuchten in der Sahelzone keine Menschen verhungern. In den meisten Jahren könnte genug geerntet werden, um Reserven anzulegen. Nach der Saheldürre Anfang der siebziger Jahre hatte die Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit überall in der Region ein

Netz von Silos errichtet, die in Überschussjahren mit Getreide gefüllt wurden. Diese Vorratslager verhinderten, dass sich die Hungersnot von 1984/85 zum Massensterben ausweitete.

Doch Anfang der neunziger Jahre änderte sich die deutsche Entwicklungspolitik: Die Helfer übergaben den afrikanischen Staaten die Silos – und die Verantwortung für die Vorratshaltung. Die Deutschen beschränkten sich fortan auf Ernährungsberatung. Seitdem blieben die Getreidespeicher leer.

Nun befindet sich nicht nur das Hungerland Niger, sondern die Welt in einem Dilemma. Angesichts der Untätigkeit der afrikanischen Regierung macht es sich Uno-Hilfskoordinator Jan Egeland einfach, wenn er lediglich die Teilnahmslosigkeit der wohlhabenden Welt beklagt: „Europäer essen Jahr für Jahr Eiscreme für zehn Milliarden Dollar.“

Geld ist nicht das Hauptproblem. Sobald die Welt das Elend in Bildern sieht, öffnen die Menschen durchaus ihr Portemonnaie. Oft genug hapert es wie jetzt in Niger an der Vorsorge der Empfängerländer. Bereits Ende der achtziger Jahre kamen Entwicklungshilfeexperten zur Überzeugung, dass die von Mitleidsschüben ausgelöste Hilfe langfristig mehr schadet als nutzt. Der deutsche Afrika-Experte Walter Michler zog gar das ernüchternde Fazit, die Lebensmittelhilfe müsse „drastisch reduziert werden“, weil sie die betroffenen Staaten abhängig von ausländischer Hilfe und damit unselbständig mache.

Das Hungerland Niger ist dafür ein trauriges Beispiel: In einigen Gebieten des Landes wird keine Hirse mehr angebaut, weil sich die Stadtbevölkerung an das französische Weißbrot gewöhnt hat. Aber Weizen gedeiht nicht im Sahel – nun warten die Menschen auf Getreidelieferungen aus der Ersten Welt.

THILO THIELKE